



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

**Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Speyer, Otto: Guiseppe Garibaldi : (Schluß.)

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

rechtiung bestreiten zu wollen, und nur mit der Hoffnung, daß die schönen Dinge, die England nach dem Londoner Blatte in Ägypten vorhat, unter der Wahrung dieses Interesses nicht leiden.



## Giuseppe Garibaldi.

(Schluß.)



ie Charaktereigenschaften, welche in Garibaldi, dem Privatmanne, neben Mut, Treue und Standhaftigkeit am hellsten leuchten, sind Herzengüte, Uneigennützigkeit und Wahrhaftigkeit. Die erstere erklärte er selbst für ein Erbteil seiner geliebten, im Leben wie im Tode von ihm hochverehrten Mutter. Es war nicht etwa jene schwächliche, passive Gutmütigkeit, welche mehr eine Temperaments- als eine Charaktereigenschaft, sich trefflich mit dem schlimmsten Egoismus verträgt und doch nicht selten mißbräuchlich mit dem Namen jener hohen Tugend geehrt wird; sie offenbarte sich vielmehr als eine solche bei jeder Gelegenheit durch Thaten, auch durch solche, die mit Gefahren und Opfern verknüpft waren. Mitleidenden Hilfe zu spenden war ihm lebhaftes Bedürfnis, er unterstützte sie mit Rat und That oft über seine Mittel hinaus, ohne zu beachten, daß seine allzugroße Freigebigkeit ihn selbst und die Seinen zuweilen in bittere Verlegenheit zu bringen drohte. Er tröstete die Armen und Bedrängten, denen er nicht zu helfen vermochte, und vertrat ihre Sache mächtigen Bedrängern gegenüber mit glühendem Eifer. Er, der nie eine Gunst für sich erbat, bestürmte die Behörden mit Bitten, wo es sich um die Befreiung eines seiner Überzeugung nach unschuldig Verfolgten, um die Unterstützung eines Unglücklichen oder die Belohnung eines verkannten Verdienstes handelte. Wo ein Menschenleben in Gefahr schwebte, zögerte er nie, das eigne aufs Spiel zu setzen, um das fremde zu erhalten. Schon als siebenjähriger Knabe rettete er schwimmend eine dem Ertrinken nahe Frau und später nach und nach noch zwölf Personen zum Teil mit dringender Gefahr des eignen Lebens vom Wassertode. Für sich selbst beanspruchte er keinen Lohn, weder Ehren noch Schätze. Als Befehlshaber der italienischen Legion in Montevideo war er, „der einzige Uneigennützige unter lauter habfüchtigen Egoisten,“ wie ihn der englische Vermittler Lord Howden nannte, so arm, daß er abends mit seiner Gattin im Dunkeln saß, weil er kein Geld hatte, sich ein Licht zu kaufen. Der Eroberer und Diktator Unteritaliens kehrte mit 1200 Franken Vermögen nach Caprera zurück und lebte dort mit den Seinen von harter Arbeit seiner Hände. Außere Ehrenzeichen waren nicht

nur seinen republikanischen Grundsätzen, sondern auch seinem ganzen innern Wesen zuwider; selbst den höchsten Orden Italiens verschmähte er als „königlichen Flittertand.“ Die Unterjägerei wie das Protektions- und Sinekurenwesen und die Bestechlichkeit, eine weitverbreitete Krankheit in der frühern italienischen, zumal der neapolitanischen Beamtenwelt, erregten ihm Widerwillen und Ekel sowie die schwersten Besorgnisse für die Zukunft des Landes.

Durch und durch wahrhaftig, meinte er stets ganz und voll, was er sagte, und hielt fest und treu an dem gegebenen Worte. Wie sein ganzes Thun nicht aus verständiger Überlegung und Berechnung hervorging, sondern aus der Fülle seines innern Wesens mit Naturnotwendigkeit entsprang, so mußte er zugleich einseitig sein, konnte an den großen Ideen, die ihn bewegten, nie zwei Seiten unterscheiden, konnte kein Schwanken und Zaudern begreifen. Alle krummen Wege waren ihm im tiefsten Innern zuwider. Nie, solange er noch im Vollgefühl seiner Kraft war, am Siege der guten Sache, nie auch daran zweifelnd, daß das, was ihm die innere Stimme als solche bezeichnete, die gute Sache sei, strebte er stets auf geradem Wege dem Ziele entgegen, ohne sich durch Hindernisse und Bedenken irgendeiner Art irre machen zu lassen. Von Natur der bescheidenste Mensch, war er durch die ungeheuren Erfolge von 1860 zu der Überzeugung gekommen, daß das Schicksal ihn zu großen Dingen bestimmt habe, ja in gewisser Beziehung zu einem Glauben an die eigne Unfehlbarkeit, der von Schmeichlern und radikalen Parteimenschen, die ihn zu ihren Zwecken mißbrauchen wollten, zu seinem und des Landes Schaden genährt und gefördert wurde. Wie für ihn nur das natürliche Recht, wie es sich ihm in seinem Innern offenbarte, unbedingte Geltung hatte, während er dem geschriebnen Gesetz nur insoweit bindende Kraft zuerkannte, als es nicht mit seinen idealen Zwecken und den zu ihrer Erreichung notwendigen Mitteln in Widerspruch stand, so war ihm auch die Politik als Wissenschaft und Kunst ein Buch mit sieben Siegeln; daher achtete er auch die Staatsmänner von Handwerk gering, ja erblickte in ihnen oft das schwerste Hindernis für den Sieg der guten Sache. Mit maßvoller Gerechtigkeit und Besonnenheit das Für und Wider abzuwägen, mit kühler Berechnung Erreichbares und Unerreichbares zu scheiden, die Schwierigkeiten verwickelter diplomatischer Verhältnisse zu erkennen, zu laviren, mit zäher Geduld den rechten Moment zur That abzuwarten, war nicht seine Sache. Die „Fuchspolitik,“ wie er sie nannte, Cavour's in den Jahren 1859 und 1860 und die Abtretung seiner Vaterstadt Nizza, die ihm ein Verrat am Vaterlande war und deren Unvermeidlichkeit er nicht einzusehen vermochte, hat er dem großen Minister noch auf dem Sterbebette nicht verziehen. Wie Mut, Vaterlandsliebe und Wahrhaftigkeit ihm die höchsten Mannestugenden waren, so war ihm die Doppelzüngigkeit in tiefster innerer Seele verhaßt, und der Verrat am Vaterlande und die Feigheit im Kampfe für dasselbe erschienen ihm als die wahre

Sünde gegen den heiligen Geist. Sie allein vermochte er, der jede persönliche Beleidigung, jedes ihm zugefügte Unrecht so leicht vergaß, nie zu vergeben.

Wie Garibaldi Idealist in allem war, so war er es natürlich auch in der Freundschaft. Allzuleicht, wie er uns selbst erzählt, geneigt, Freundschaften auf den ersten Blick, nach dem ersten Händedruck, beim ersten Begegnen auf der Straße zu schließen, allzuleicht schönen Worten und Versprechungen Glauben schenkend, ist er hundertfach von falschen Freunden getäuscht und mißbraucht worden. Während ihm selbst der geschlossene Bund heilig und unverletzlich, kein Opfer für den Freund zu schwer, die gefährdete Lage desselben ein Grund mehr war, an ihm festzuhalten, sah er sich mehr als einmal in der Stunde der Not von denen verlassen, denen er sein volles Vertrauen geschenkt hatte. So war es nicht zu verwundern, daß in seinen letzten Lebensjahren ein seinem ursprünglichen Wesen durchaus fremdes Mißtrauen Eingang in sein Gemüt fand.

An den Seinen hing er mit treuester Liebe. Für das materielle und geistige Wohl seiner Kinder — er hatte deren sieben von drei verschiedenen Müttern, darunter zwei Töchter, die ihm im Tode vorausgingen — hat er stets nach besten Kräften gesorgt, soweit es sein unstetes Leben, das ihn oft lange Zeit von der Familie getrennt hielt, gestattete. Freilich war er kein Meister in der Erziehung und hat auch in den eignen Söhnen manche traurige Erfahrung gemacht. Die Gattin seiner Jugend, die Kreolin Anita, liebte er mit glühender Leidenschaft und mit unveränderlicher Treue bis zu ihrem Tode. Charakteristisch für ihn ist die Art, wie er sie heimführte. Er hatte in einem Seekampfe und Schiffbruche an der Küste von Uruguay fast alle seine Freunde verloren. Seine Seele lechzte nach einem liebenden Herzen, mit dem er alles teilen könnte. Schon längst hatte er geglaubt, „in den Frauen die vollkommensten Wesen der Schöpfung zu erkennen.“\*) Eines Tages erblickte er vom Deck seines Schiffes auf dem Parana aus am Ufer ein junges Weib von hohem, stolzem Wuchse mit Zügen von fast männlicher Schönheit. Sie sehen und lieben war eins. Er sprang ans Ufer. „Mädchen, du mußt mein sein!“ flüsterte er ihr zu, und entführte am folgenden Tage die nicht widerstrebende, gegen ihren Willen von den Eltern einem andern verlobte auf sein Schiff. Sie hat Gutes und Böses mit ihm geteilt bei seinem unstem Wanderleben in Amerika und Europa, und er hat sie auf den Händen getragen, bis sie auf dem schrecklichen Rückzuge von Rom im Sommer 1849 an der adriatischen Küste ihren Leiden und den übermäßigen Strapazen erlag. Ihr Tod erschien dem unglücklichen Manne, der vor den nahen Verfolgern fliehen mußte, ohne ihrer Hülle die letzte Ehre erzeigen zu können, als eine göttliche Strafe, weil er sie liebenden Eltern heimlich entriß hatte.

\*) Denkwürdigkeiten etc., I, 84.

Zehn Jahre lang blieb er Witwer. Aber sein Blut war heiß und trieb ihn zu neuer Liebesleidenschaft. Noch lebt in Nizza eine Dame, mit der er in vertraulichem Verhältnis gestanden und die ihm eine — im Alter von sechzehn Jahren 1875 auf Caprera gestorbene — Tochter Anita geboren hat. Während des Krieges von 1859 kam die junge Marchesina Raimondi, eine stolze Schönheit, in sein Lager am Langensee gesprengt, um seine Hilfe für die Stadt Como zu erbitten. Sie erschien ihm, zumal als sie kühnen Mutes herbeieilte, den durch ein plötzliches Scheuen seines Pferdes in Lebensgefahr schwebenden zu retten, als eine Verkörperung weiblicher Ritterlichkeit. Sofort war der Entschluß gefaßt, um sie zu werben, und nach wenigen Monaten stand er mit ihr am Altar. Aber noch am Hochzeitstage selbst erhielt er die durch ihr eignes Geständnis bestätigte Kunde, daß die junge Frau bereits mit Seele und Leib einem andern und noch dazu einem Landesfeinde angehört habe. Er sprang auf sein Pferd und verließ ohne Abschied das Hochzeitschloß auf Nimmerwiedersehen. Erst zwanzig Jahre später wurde die Ehe rechtskräftig getrennt, und der 73jährige Greis konnte die Amme seines Enkelkinds in Genua, Francesca Armosino, die ihm inzwischen schon drei Kinder geboren, zu seiner rechtmäßigen Gattin erheben.

Wir erkennen hier eine der hervorstechendsten Schwächen des Mannes: die übergroße Sinnlichkeit, die aus der Kraftfülle seines Körpers hervorging, und sich mit seiner Bewunderung weiblicher Schönheit wie mit dem Sehnen seines Herzens nach der Liebe eines weiblichen Wesens zu unwiderstehlicher Leidenschaft verband. Er selbst hatte des Fehlers kein Hehl, auch hier offen und wahrhaft wie immer, und die Frauen machten es ihm nur allzu leicht, demselben zu fröhnen. Dennoch war er kein Don Juan; er sündigte nur aus wirklicher Leidenschaft, und keine, die er je geliebt, durfte sich über ihn beklagen.

Wenn man Garibaldi einen „von diabolischem Haß gegen die Religion erfüllten Menschen“ genannt hat,\*) so ist das von einem gewissen Standpunkte aus, dem Religion und der Glaube an eine übernatürliche Offenbarung, dem vor allem Religion und unbedingte Unterwerfung unter die römische Hierarchie ein- und dasselbe sind, begreiflich. Seine Feindschaft gegen den absoluten und despotischen Herrscher des Kirchenstaates als das größte Hindernis der italienischen Nationaleinheit und Freiheit, sein Haß gegen den die Geister knechtenden „Lucifer von Rom“ und die ganze Hierarchie mit ihrer Herrschsucht, ihrer Heuchelei, ihrer Vaterlandslosigkeit, ihrer Verfolgungssucht brachte ihn allerdings dahin, ein Feind der Kirche als Institution zu werden, d. h. der einzigen, die er kannte, der römischen Priesterkirche. Die ganze Kirchenlehre erschien ihm wie ein zu Nutz und Frommen der Hierarchie erfundenes Lügengewebe. Der krasse Aberglaube, der ihm zumal während seiner Diktatur in Sizilien und Unteritalien

\*) Germania vom 4. Juni 1882.

auf Schritt und Tritt entgegentrat, ein Wahnglaube, der ihn selbst bald als guten, bald als bösen Dämon zu einem übermenschlichen Wesen stempeln wollte, dem er selbst, wollte er nicht allen Einfluß auf die Bevölkerung einbüßen, zähneknirschend Konzessionen zu machen gezwungen war, erregte seine tiefste und heftigste Empörung: „Der Aberglaube, dieses Ungeheuer der Hölle, schwebt noch über dieser Welt, und gleich der alten Hydra wird er immer von neuem aufgeweckt in der scheußlichen Bude des Priesters.“ \*)

Wenn wir aber schon von vornherein voraussetzen dürfen, daß ein Mensch, dessen ganzes inneres und äußeres Leben von einem idealen Geiste beseelt und erfüllt ist, der die ganze Menschheit mit inniger Liebe umfaßt, der die uneigennützigste Opferwilligkeit besitzt, der seine Armut mit den Armen teilt, der stets bereit ist, sein Leben für ein fremdes in die Schanze zu schlagen, nicht irreligiös sein kann, so bestätigt uns das, außer vielen andern von ihm bewahrten Äußerungen in Wort und Schrift, ein von seinem Biographen Guerzoni überliefertes Fragment seiner Memoiren über die wahre Religion, welches beweist, wie sich in ihm pantheistische Ideen mit den Grundanschauungen der christlichen Ethik verbanden.

„Wer ist Gott?“ heißt es darin. „Ich weiß davon soviel wie ein Priester, aber als ein Apostel der Wahrheit antworte ich: Ich weiß es nicht. . . . Wer ist Gott? Der Regierer der Welt . . . ja, jene unendliche Intelligenz, die jeder, der den Blick in den Weltraum wirft und die staunenswerte Harmonie betrachtet, die dort herrscht, bekennen muß.“ Und nun setzt er seine Auffassung des Verhältnisses der eignen Individualität zur Gottheit auseinander. „Mein Körper ist beseelt, wie die Millionen von Wesen beseelt sind, die auf dem Lande, im Wasser, im unendlichen Raume wohnen. Mit allen diesen Wesen bin ich also mit einer gewissen Intelligenz begabt, und wenn die universelle Intelligenz, die das Ganze beseelt, Gott wäre, so besäße ich also einen beseelenden Funken, einen Ausfluß Gottes, und wäre also zwar nur ein unendlich kleiner Teil der Gottheit, aber doch ein Teil. Diese Idee erhebt mich; sie befriedigt mich, sie macht Etwas aus meinem Nichts und trägt dazu bei, mich in der Erbärmlichkeit dieses Daseins aufrecht zu halten. . . . Einfach, schön, erhaben ist die wahre Religion (la religione del vero); es ist die Religion Christi, denn die ganze Lehre Christi stützt sich auf die ewige Wahrheit: der Mensch ist dem Menschen gleich von Geburt. Daher: Thut nicht andern, was ihr euch nicht

\*) La superstition, ce monstre des enfers,  
Plane encore sur ce monde, et comme l'hydre antique  
Ressuscite toujours dans l'affreuse boutique  
Du prêtre . . . . .

Aus einem Gedicht an Victor Hugo (datirt von Caprera, Dezember 1867) als Erwiederung auf dessen Voix de Guernesey.

gethan haben möchte; und: Wer ohne Sünde ist, der werfe den ersten Stein auf den Sünder. Symbol der Brüderlichkeit die erste Lehre, Symbol der Vergebung die zweite — Symbole, Vorschriften, Lehren, die, von den Menschen geübt, jenen Grad von Vollkommenheit und Wohlfahrt darstellen würden, den zu erreichen überhaupt möglich ist.“

Wir sehen, Garibaldis Religion ist ein vielmehr auf Gefühlsanschauung und Herzensbedürfnis als auf verständiges Raisonement gegründeter sentimentaler Pantheismus. „Meine Seele, heißt es in einem L'Anima überschriebenen Kapitel seiner Memoiren, ist ein Atom der Seele des Universums, und dieser Glaube veredelt mich, erhebt mich über den elenden Materialismus, flößt mir Achtung für die andern Atome als Emanationen Gottes ein, und treibt mich an, den Beifall aller der Atome zu verdienen, die mir gleichen, und die mehr durch das Beispiel als durch die Lehre Gutes wirken sollen, weil sie ihrem Wesen nach (per essenza) dem ewigen Wohlthäter angehören.“ Die Liebe zu allen lebenden Wesen, die er so im letzten Grunde als seinesgleichen betrachtete, war ihm tief in die Seele gepflanzt. Wie er das Pferd liebte, das ihn bei seinem Nomadenleben in den Grassteppen Südamerikas trug, wie er für dasselbe sorgte, ehe er an sich selbst dachte, wie er den treuen Hund Castor, der den Verbannten an der afrikanischen Küste begleitete und der, als Garibaldi, nach Amerika segelnd, ihn zurücklassen mußte, vor Kummer um den geliebten Herrn jede Nahrung zurückwies bis zum Tode, als einen Freund beweinte, so pflegte er auch mit zartester Sorgfalt seine Pflanzen, und es war ihm, wenn sie die welkenden Häupter erfrischt wieder aufrichteten, als blickten sie ihn mit einem dankbaren Lächeln an. „Die Seele der armen Pflanzen stand in Verkehr mit der meinigen, und wenn ich fern von ihnen auf diesem Meere des Elends umhergeworfen werde, gedenke ich ihrer und fühle mich wunderbar erleichtert und erhoben (sollevato).“

Von seiner Liebe und seinem Erbarmen für die Tiere sind uns rührende Züge aufbewahrt. Einst hörte er, aus dem Schlafe erwachend, mitten in einer jener rauhen und stürmischen Winternächte, wie sie auf Caprera so häufig waren, das ängstliche Blöken eines verirrtten Lammes. Ohne Besinnen stand er auf, suchte, des Unwetters nicht achtend, das halberfrorene Geschöpf, trug es in seine Kammer und bereitete ihm hier ein warmes Lager. Als er auf dem Sterbette lag, setzte sich ein munteres Pärchen jener zierlichen schwarzhaubigen Grassmücken,\*) das ihn zu besuchen pflegte, auf den offenen Balkon, und das Männchen ließ seinen helltönenden Gesang erschallen. Seine Gattin wollte sie verjagen; aber der Sterbende sprach mit schwacher Stimme: „Laß sie, es sind vielleicht die Seelen meiner beiden Mädchen, die mich vor dem Tode noch begrüßen wollen. Wenn ich nicht mehr bin, empfehle ich sie dir; verlaß sie nicht und

\*) *Sylvia atricapilla* L.

forge, daß sie immer Nahrung finden.“ Es waren die letzten Worte, die er vernehmlich sprach.

Dasselbe Herzensbedürfnis, das ihn an eine innere Wesensgleichheit, ein gegenseitiges Seelenverständnis mit allem, was lebte, glauben ließ, lag auch seinem Glauben an Unsterblichkeit zu Grunde. Wir wissen, mit welcher schwärmerischer Liebe und Verehrung er an seiner Mutter hing, so lange sie am Leben war, und mit welcher unwandelbarer Treue er ihr Andenken bewahrte. Wenn ihm der Tod nahe trat, in dem Krachen des Schiffbruchs, im Handgemenge der Schlacht, sah er seine fürbittende Mutter vor Gott auf den Knien liegen und „glaubte an die Kraft ihres Gebetes.“ „Nach ihrem Tode, erzählt er, habe ich sie oft gesehen, nicht nur im Traume, sondern auch im wachen Zustande am hellen Mittag, wie sie da stand in ihrem einfachen Kleide und mir zulächelte mit dem Lächeln der Engel. Und ist dieser immaterielle Verkehr der Augen mit der Seele nicht ein genügender Beweis der Unsterblichkeit derselben?“

Vom Küstenschiffer, heimatlosen Verschwörer und zum Tode verurteilten Deserteur zum Eroberer und Diktator Unteritaliens sich erhebend und, ein zweiter Cincinnatus, wieder als Privatmann auf seine einsame Insel zurückkehrend, um dort seinen Kohl zu bauen, bald im Orient, bald im Occident heimisch, abwechselnd Handelsmann, Kapitän eines Kaperschiffes, Schulmeister, Guerillaführer, Admiral, Viehtreiber, General, Lichterzieher, Diktator und Ackerbauer, durfte Giuseppe Garibaldi wie kaum irgend ein anderer das *nil humani a me alienum* auf sich anwenden. Wie er den Fuß auf den Boden aller Weltteile gesetzt hatte, so gab es keine Schicht der Bevölkerung, keinen Rang der menschlichen Gesellschaft, denen er nicht vorübergehend angehört hätte, vom pfenniglosen Bettler bis zum Herrscher über Millionen, bald in einer Bretter- oder Reisighütte, bald in Palästen wohnend, auf dem nackten Erdboden und in den Gemächern der Könige schlafend. Mit vollem Rechte lassen sich auf ihn die Worte des Dichters anwenden: Alles hat er erfahren: den Ruhm vergrößert durch Gefahren, den Sieg und die Flucht, die Königsburg und die Verbannung, zweimal im Staube, zweimal auf den Altären.\*)

So erscheint sein Lebenslauf gleich einer wunderbaren Heldensage der Vorzeit. Schon umspinnt ihn die Volkstradition mit den schimmernden Fäden des Mythos; schon ertönen in den Hütten Unteritaliens und Siziliens die Rhapsodien einer Garibaldi-Epopöe, in der der Heros zum Halbgott geworden, mit über-

\*)

Tutto ei provò: la gloria  
Maggior dopo il periglio;  
La fuga o la vittoria,  
La reggia e il tristo esiglio:  
Due volte nella polvere,  
Due volte sugli altar.

Manzoni, Il 5 Maggio; fünfte Antistrophe.

menschlichen Kräften ausgestattet, seine Thaten und Schicksale über den Bereich des Möglichen hinausgehoben erscheinen. Aber auch den nüchternen Historiker, der die geschichtlichen Thatfachen sorgfältig von der vergrößernden Sage scheidend, den Mann, seine Thaten und Schicksale auf ihr wirkliches, natürliches Maß zurückführt, muß Staunen ergreifen, wenn er den wunderbar verschlungenen Irrgängen dieses wechselvollen, abenteuerreichen Lebens nachspürt. Und ebenso wunderbar wie seine Schicksale wird den nachgeborenen Geschlechtern die Gestalt des Helden selbst erscheinen. Dieser unverbesserliche Idealismus, der durch die Welt geht, sie mit seinen Thaten erfüllend, ohne eine Ahnung von ihrer wirklichen Beschaffenheit zu haben, diese absolute Selbstverleugnung und Uneigennützigkeit, diese vollständige Nichtachtung des eignen Vorteils, diese glühende Vaterlands- und Menschenliebe, diese frische lebendige Thatenlust bis ins hohe Alter, dieser unerschütterliche Mut, diese heitere Tapferkeit, diese Geringschätzung des eignen Lebens, gepaart mit der höchsten Achtung und Schonung des Fremden, selbst des Tieres und der Pflanze, diese sich nie verleugnende Herzensgüte, diese reine Freude an der schönen Natur, diese wunderbare Verquickung einer hohen Begabung als Soldat, wie als Führer im Kriege, zu Lande und zur See mit der Naivetät eines Kindes, das unfähig, die realen Verhältnisse zu erkennen und zu würdigen, das Mögliche von dem Unmöglichen zu scheiden, nach dem Monde greift und die Sterne herabholen will, endlich diese bescheidene Demut betreffs seiner eignen Verdienste, die doch, ihm selbst unbewußt, alsbald zu unerträglicher Anmaßung umschlägt, wo es ihm gilt, seine idealen Zwecke und Chimären zu predigen, zu fördern, gegen Angriffe zu verteidigen — in welcher historischen Persönlichkeit der modernen Zeiten finden wir diese Züge nur annähernd wieder vereinigt? Wohl mag uns Garibaldi oft als *le grand niais*, der große Einfältige, wie ihn Massimo d'Azeglio nannte, erscheinen; aber in dieser Einfalt selbst liegt zugleich eine einfache Größe, wie sie der modernen Welt vollständig abhanden gekommen ist. Nur in der Welt des klassischen Altertums mögen wir auf ähnliche Charakterköpfe stoßen, wenn auch die Parallelen, die man zwischen ihm und Timoleon, dem jüngern Cato u. a. gezogen, nur sehr teilweise Berechtigung haben.

Es ist klar, daß ein solcher Mann, der in jedem Augenblicke bereit war, mit seiner ganzen Persönlichkeit, mit allem, was er war und hatte, für die Verwirklichung seiner Ideale einzutreten, dabei zugleich der Abgott seines Volkes, in solch ungewöhnlichen Zeiten, wo es zur Neuschöpfung eines Nationalstaates, ja man könnte fast sagen, einer Nation auch außergewöhnlicher Männer und Thaten bedurfte, großes zu verrichten berufen war. Es ist nicht minder klar, daß derselbe Mann, sobald geordnete Staatszustände eingetreten waren, eine große Gefahr, ein bedenkliches Hindernis einer ruhigen stetigen Entwicklung werden mußte. Sein ungeduldiges Streben erst nach der Vollendung des nationalen, dann des politischen und sozialen Ideals, wie es ihm vorschwebte,

ließ ihm keine Ruhe auf seiner Insel. Sein ungeheurer Einfluß auf die Jugend und die Masse des Volkes wurde oft arg mißbraucht von schlauen Demagogen, deren Einflüsterungen er voll naiven Glaubens an die Reinheit und Uneigennützigkeit ihrer Absichten allzu vertrauensvoll sein Ohr lieh. Es ist fast ein psychologisches Rätsel, wie der Mann, der im Kriege die versteckten Absichten und Schachzüge des Gegners so trefflich zu durchschauen und zunichte zu machen wußte, so leicht und so oft in die seiner Loyalität gestellte Falle ging. Als er unter schweren Körperleiden allmählich darnieder sank, mußte noch seine persönliche Gegenwart, wenn auch vom Krankenstuhle aus, oder doch wenigstens der Zauber seines Namens dazu dienen, die Interessen der nationalen und internationalen Demokratie zu fördern. Er selbst hatte, als die Zeit der Thaten für ihn vorüber war, nur allzusehr die Neigung, in offenen Briefen und Manifesten aller Art seinen Klagen, seinen getäuschten Hoffnungen, seinem Haß und seiner Liebe Luft zu machen, und während er seine Ideale feierte, die Gegner mit den heftigsten Angriffen in den maßlosesten Ausdrücken zu verfolgen. Wohl mögen wir diese Thorheiten, zu denen bittere Enttäuschungen den kranken Greis hinrissen, als häßliche Flecken auf diesem Heldenbilde, wohl mögen wir es überhaupt beklagen, daß nicht eine der Chassepotkugeln bei Mentana ihn dahinraffte, ehe die Schwächen und Leiden des Alters die Blüte seines Ruhmes knickten und den Zeitgenossen das traurige Bild des senex querulus zeigten. Sein Schicksal war ein tragisches. Seine Ideale waren nicht die seiner Zeit und seines Landes. Er war Republikaner und Freidenker, sein Land war monarchisch und katholisch. Seine Vorstellungen von der sozialen Neugestaltung der Welt, von den Verständigen als Hirngespinnst belächelt und verhöhnt, traten ihm in den Bestrebungen der Sozialdemokraten und Kommunisten in häßlich verzerrtem Bilde entgegen, von dem er sich empört abwandte. So bemächtigte sich seiner in den letzten Jahren immer mehr jene verdüsterte, pessimistische Stimmung, in der ihm die ganze Welt als eine unverbesserlich verderbte, das eigne Leben als ein vergebliches und verfehltes erschien.

Aber nicht in dieser traurigen Gestalt des geistig und körperlich gelähmten, entmutigten Greises wird Giuseppe Garibaldi der Nachwelt erscheinen. In seinem Volke, dem er Jahrzehnte lang der klassische Ausdruck, der verkörperte Typus aller seiner edelsten Bestrebungen, Hoffnungen und Wünsche war, wird er nur als der Held von Marsala fortleben. Wie sich jetzt in allen Gemeinden seines Vaterlandes von den Alpen bis zum Ätna hin sein idealisiertes Bildnis in Erz und Stein erhebt, so werden auch in der Erinnerung der kommenden Generationen die Schwächen des Menschen von ihm abgefallen sein, die Flecken von dem Bilde verschwinden. Ein Geschlecht wird dem andern in Lied und Geschichte von den wunderbaren Thaten des Nationalhelden berichten, und auf Jahrhunderte hinaus wird er der Jugend seines Volkes als ein begeisterndes, zu großen Thaten spornendes Vorbild patriotischen Heldentums vorleuchten.

Cassel.

Otto Speyer.